

Nadine
Gordimer
Keine
Zeit wie
diese Roman

Berlin Verlag

Nadine
Gordimer
Keine
Zeit wie
diese Roman

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.berlinverlag.de

Übersetzung aus dem Englischen von Barbara Schaden

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Berlin Verlag erschienenen Buchausgabe
1. Auflage 2012

ISBN 978-3-8270-7577-2

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *No Time Like The Present* bei Bloomsbury Publishing Plc, London

© 2012 Nadine Gordimer

Für die deutsche Ausgabe

© 2012 Bloomsbury Verlag GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung eines Details aus „Zero 2002“ von Karel Nel (Materialien: karbonische Sedimente aus dem südlichen Großkontinent Gondwana und gelber Sand aus der Abraumhalde von City Deep, einer der ersten Goldminen Johannesburgs, Südafrika)

Datenkonvertierung: Greiner & Reichel, Köln

REINHOLD CASSIRER
12. MÄRZ 1908 – 18. OKTOBER 2001
1. MÄRZ 1953 – 18. OKTOBER 2001

Die Geschichte betrachtet die Erscheinungsformen menschlicher Freiheit im Zusammenhang mit der Außenwelt in der Zeit und in Abhängigkeit von den Ursachen.

Leo Tolstoi, *Krieg und Frieden*

Auch wenn die Gegenwart
Nach wie vor lebensgefährlich ist,
wäre Zynismus ein leichtfertiger Luxus.

Keorapetse Kgotsile, *Wounded Dreams*

Glengrove Place. Es ist weder *glen* noch *grove*, weder Schlucht noch Hain. Sicher stammt der Name von einem Schotten oder Engländer, der an seine zurückgelassene Heimat dachte, als er in dieser tausend Meter hoch gelegenen Stadt Geld machte und ins Immobiliengeschäft einstieg.

Aber ein Ort war es immerhin. Ein Platz, an dem sie leben konnten – miteinander, zu einer Zeit, als das legal nirgendwo ging. Die Miete für die Wohnung war hoch, für sie, damals, schloss aber eine gewisse Komplizenschaft des Hauseigentümers und des Hausmeisters mit ein, umsonst ist eben nichts, wenn gesetzestreue Leute das Risiko eines Gesetzesverstosses eingehen. Als Mieter hatte er einen englisch oder europäisch klingenden Namen, der sich in nichts von anderen Namen auf den Briefkästen der Mieter neben dem Aufzug im Hauseingang unterschied; zur Zierde stand dort übrigens, in Ermangelung eines Hains, ein eingetopfter Kaktus. Und sie war einfach das hinzugefügte Anhängsel »Mrs«. Sie waren ja wirklich verheiratet, obwohl auch das illegal war. Im Nachbarland, wohin sie gegangen war, um zu studieren, gleich hinter der Grenze, und wohin er, ein junger Weißer, aufgrund seiner politischen Gesinnung von der Universität der Stadt zeitweilig zu verschwinden gezwungen war, hatten sie sich ineinander verliebt und geheiratet und die in der Heimat zu erwartenden Folgen leichten Herzens ignoriert.

Wieder zu Hause in Südafrika, wurde sie Lehrerin an einer von katholischen Mönchen geleiteten und außerhalb des rassengesetzten staatlichen Erziehungswesens geduldeten Privatschule und konnte dort nach nichttrassischen Prinzipien ihren Geburtsnamen verwenden.

Sie war schwarz, er weiß. Das war alles, was zählte. Alles, was damals Identität ausmachte. Simpel wie die schwarzen Buchstaben auf diesem

weißen Papier. In diesen zwei Identitäten verstießen sie gegen das Gesetz. Und kamen damit durch, mehr schlecht als recht. Sie waren nicht sichtbar genug, politisch nicht bekannt genug, um einer strafrechtlichen Verfolgung nach dem Unsittlichkeitsgesetz für wert befunden, vorsorglich im Auge behalten, beschattet zu werden für den Fall, dass sie entweder Fußspuren hinterließen, die womöglich zu bedeutenderen Aktivisten führten, oder aber als Kandidaten für eine Anwerbung in Frage kämen, damit sie aus den andersdenkenden bis revolutionären Kreisen, in denen sie eben verkehrten, berichten könnten. Tatsächlich war er einer von denen, an die man, in Studentenzeiten, mit sorgfältig kalkulierten Anspielungen entweder auf eine patriotische Loyalität, vielleicht auch auf die gleichermaßen unterstellte naturgegebene Geldverlegenheit der Jugend herangetreten war, und man hatte ihm zu verstehen gegeben, er müsse sich keine Sorgen machen, seine persönliche Sicherheit sei gewährleistet, er werde auch nicht länger knapp bei Kasse sein, falls er bereit sei, sich zu erinnern, was in den Zusammenkünften, an denen er bekanntermaßen passiven wie aktiven Anteil habe, so geredet werde. Er schluckte den Klumpen Abscheu hinunter und lehnte das Angebot im selben Tonfall ab, in dem es an ihn herangetragen worden war – und natürlich begriff der Mann, dass die Zurückweisung sich nicht allein darauf bezog, sondern auch auf ihn, den politischen Spitzel.

Sie war schwarz; aber damit ist heute viel mehr verbunden als damals, am Anfang und Ende einer Existenz, wie sie in einer überholten Akte eines überholten Landes registriert war, auch wenn der Name sich nicht geändert hat. In dieser Zeit kam sie zur Welt; ihr Name ist eine Unterschrift unter der Vergangenheit, aus der sie kommt, getauftes Mitglied der methodistischen Kirche, in der einer ihrer Großväter Pastor gewesen, ihr Vater, Direktor einer schwarzen Knabenschule, Ältester und ihre Mutter Vorsitzende des kirchlichen Damenvereins

waren. Die Bibel war die Quelle des ersten Taufnamens vor dem zweiten, afrikanischen, mit dem Weiße, denen das herangewachsene Kind einst würde gefallen, mit denen es in dieser Welt würde verkehren müssen, keine Vorstellung von Identität verknüpften. Rebecca Jabulile.

Er war weiß. Aber auch das ist nicht so definitiv, wie es in den alten Akten verschlüsselt ist. In derselben vergangenen Ära wie sie, nur ein paar Jahre früher geboren, ist er eine weiße Mischung – das war bedeutungslos, solange die Bestandteile weiß waren. In nichtfarblichen Identitätsbegriffen gemessen, ist seine Mischung eigentlich recht kompliziert. Sein Vater war nichtjüdischer, weltlicher, nominell praktizierender Christ, seine Mutter Jüdin. Es ist die Identität der Mutter, die über die Identität eines Juden entscheidet, die Mutter, deren man sich in puncto Abstammung sicher sein kann. Wer von einer jüdischen Mutter geboren wurde, ist für die Religion Jude, und das schließt selbstverständlich die rituelle Beschneidung mit ein. Sein Vater erhob offenbar keinen Einwand; vielleicht beneidete er, wie viele Agnostiker oder gar Atheisten, Menschen, die der Illusion einer religiösen Überzeugung anhängen – oder es war Nachgiebigkeit aus Liebe zu seiner Frau. Wenn sie es nun einmal wollte, wenn es ihr in einer Weise wichtig war, die er nicht nachvollziehen konnte. Mochte die Vorhaut also abgeschnitten werden.

Es gab ein Pleistozän, eine Bronzezeit, eine Eisenzeit.

Es schien, als sei ein Zeitalter zu Ende gegangen. Gewiss war es nichts Geringeres als eine neue Zeit, in der das Gesetz nicht nach Farbpigmenten gemacht wird und alle in einem Land, das gemeinhin ihres ist, überall leben, sich bewegen, arbeiten dürfen. Etwas mit dem konventionellen Titel »Verfassung« hat diese neue Zeit eingeläutet. Für die Millionen, denen kein einziges der mit dem Wort Freiheit verbundenen Rechte zuerkannt worden war, vermag nur ein bombastisches Vokabular die Bedeutung zu fassen.

Die Folgen für die Aspekte menschlicher Beziehungen, die früher per Dekret eingeschränkt waren, sind vielfältig. An den Briefkästen der Mieter stehen ein paar afrikanische Namen: ein Arzt, ein Dozent an der Universität und eine Frau, die sich beruflich etabliert, indem sie Geschäftschancen nutzt. Jabulile und Steve konnten miteinander ins Kino gehen, im Restaurant essen, im Hotel übernachten. Die gemeinsame Tochter brachte sie in einer Klinik zur Welt, die sie früher nicht aufgenommen hätte. Es ist kein Wunder, sondern normales Leben. Es ist das Ergebnis menschlichen Kampfes.

Er hatte sich von früher Kindheit an für Naturwissenschaften interessiert und technische Chemie studiert. Seine Eltern sahen darin zumindest die Hoffnung auf ein Gegengift, eine Versicherung für seine Zukunft, im Gegensatz zu den linken, regimefeindlichen Aktivitäten, die offensichtlich der Grund für sein zeitweiliges Verschwinden irgendwohin über die Grenze waren; er hätte immerhin einen anständigen Beruf. Wie nützlich seine Kenntnis der chemischen Elemente für die Gruppe war, die Sprengstoffe gegen Ziele wie Starkstromanlagen herzustellen lernte, erfuhren sie nie. Tatsächlich war die Stelle als Nachwuchswissenschaftler, die er nach seinem Studium

bei einem großen Farbhersteller antrat, eine nützliche Tarnung für eine politisch und sexuell verdächtige Lebensweise.

Ambition. Es war nicht die Zeit, damals, in der man darüber nachdachte, was man mit seinem Leben eigentlich anfangen wollte. Der innere Kompass trieb die Nadel unbeirrbar zum einzigen Pol zurück – solange die Entstellung menschlichen Lebens schlechthin anhielt, hatte persönliches Verdienst keine Bedeutung; auf den Mount Everest zu steigen oder reich zu werden, das waren alles Fluchten aus der Wirklichkeit, zwielichtige Anzeichen dafür, dass man auf der Seite derer stand, die keine Änderung wollten.

Nun gab es keinen Grund mehr, weshalb er weiterhin die Haltbarkeit von Anstrichen im Baugewerbe und für dekorative Zwecke, vom Dachziegel bis zur Jukebox, vom Schlafzimmer bis zum Sportcabrio, verbessern sollte. Wahrscheinlich hätte er sich noch einmal an einer Uni einschreiben können, um sein Wissen in anderen, nicht auf den äußeren Schein beschränkten Bereichen der Chemie und Physik zu erweitern. Aber da war ein Kind, dem sie beide ein Zuhause bieten mussten. Er machte seine Arbeit gut, auch ohne großes Interesse, aber es war keine Würze mehr darin wie damals, als er gewusst hatte, dass er Sprengstoffe herstellte, um das Regime in die Luft fliegen zu lassen, während er einer weißen Industrie den Schein wahrte (im wahrsten Sinn). Die Firma hatte landesweit mehrere Niederlassungen; im Firmenhauptsitz, in dem er angefangen hatte, war er ziemlich weit gekommen. Wenn er, obwohl er ständig darüber nachdachte, keine Entscheidung traf, der Reagenzglaschemie nicht den Rücken kehrte und auf die andere Seite wechselte, die zwischenmenschliche, nichtstaatliche, nichtprofitorientierte, so arbeitete er zumindest stundenweise ehrenamtlich in einer Kommission für Landrückgaben von Gemeinden, die unter dem früheren Regime enteignet worden waren. Sie machte ein Fernstudium, Wirtschaft und Recht, und war ehrenamtliche Sekretärin

einer Frauen-Aktionsgruppe gegen Frauen- und Kindesmissbrauch. Ihre kleine Sindiswa war in einer Tagesbetreuung; die wenige Zeit, die noch blieb, verbrachten sie mit ihr.

Zwischen Wäschegestellen mit Kindersachen, die zum Trocknen aufgehängt waren, saßen sie auf ihrem Balkon in Glengrove Place. Ein Motorrad zerfetzte die Straße, wie wenn ein Blatt Papier jäh zerrissen wird.

Beide blickten aus kameradschaftlichem Schweigen auf; ihre Lippen aufeinandergepresst, der Bogen der gemalten Brauen auf ihrer glatten Stirn gehoben. Es war Zeit für die Nachrichten; das Radio lag neben seinem Bier auf dem Boden. Stattdessen sprach er.

– Wir sollten umziehen. Wie fändest du das. Ein Haus haben. –

– Was meinst du –

Er lächelt beinahe gönnerhaft. – Wie ich es sage. Ein Haus. –

– Wir haben doch kein Geld. –

– Ich rede nicht von kaufen. Sondern mieten, irgendwo. Ein Haus. –

Sie drehte den Kopf halb zu ihm und versuchte seinem Gedanken zu folgen.

– Eine der Vorstädte, aus denen die Weißen in die bewachten Anlagen weggezogen sind. Ein paar Genossen haben dort Häuser gefunden, die vermietet werden. –

– Wer? –

– Peter Mkize, glaube ich. Isa und Jake. –

– Warst du dort? –

– Natürlich nicht. Aber Jake sagte am Donnerstag in der Kommission, sie mieten sich was in der Nähe einer guten Schule, wo ihre Jungs hingehen können. –

– Sindiswa braucht keine Schule. – Sie lachte, und wie in spöttischem Einvernehmen bekam das keksknabbernde Kind einen Schluckauf.

– Die Straßen sind ganz ruhig, sagt er. –

Es war also das Motorrad, das den Gedanken aufgerissen hat.

– Viele alte Bäume. –

Man weiß nie, wann die Fallstricke eines überholten Lebens, die man abgeschüttelt glaubt, unbemerkt zurückkehren: Bestimmte Privilegien der weißen Vororte, in denen er aufgewachsen ist, holen ihn unversehens wieder ein. Er weiß nicht – sie schon –, dass auf dem Grund seines Bewusstseins das Reed-Haus steht, dessen Abschottung gegen die Realität er für immer hinter sich gelassen hat. Wie sollte sie es nicht verstehen: Gerade dort, mitten in der Umsetzung ihrer neuen, mit der Freiheit gewonnenen Unabhängigkeit, als einer ihrer Brüder, der ältere natürlich, ihre Meinung zu irgendeinem traditionsbestimmten Familienverhalten verwirft, stellt sie fest, dass eine, wie ihr Fernstudium das nennen würde, atavistische Stimme der Unterwerfung die Stimme in ihrer Kehle übertönt.

Während er Sindiswa auf dem Weg ins Bett hoch durch die Luft fliegen lässt (vom Vatersein hat die ältere Generation, ob weiß oder schwarz, sich abgesondert), sagt er: – Sie wird bald genug eine gute Schule in der Nähe brauchen. –

Man weiß auch nicht, was in den dunklen, abgeschiedenen Stunden der Stille, um zwei, drei Uhr morgens, im Geist des Menschen, der neben einem atmet, vor sich geht. Vielleicht schickte der Keim dieser Idee, der während eines Sonnenuntergangs vor einer Woche – wenigen Tagen – gepflanzt worden war, ein Echo durch das Unbewusste.

Jake Anderson ruft an und fragt, ob er und Isa in letzter Zeit eigentlich vergessen seien, ob die Genossen am Sonntag vorbeikommen wollten – ob der Mann, der an sie geschmiegt schlief, dabei nachgeholfen hatte, erfuhr sie nicht. Es bedeutete jedenfalls, dass sie Sindiswa und ein paar Flaschen Wein ins Auto packten und an einer

unvertrauten Ausfahrt den Freeway verließen. Sie gerieten in Straßen, über denen ausufernde, altersschlaaffe Pfefferbäume brüteten und andere, Jacarandas vermutlich, allerdings nicht blühend, mit ihren Wurzeln das Straßenpflaster aufstemmten. Alle Häuser verrieten irgendwo zwischen den nachträglichen Verbesserungen ihren Ursprung: vorn die *stoep*, die Veranda, und zu beiden Seiten ein Zimmer unter das steife Blechdach geschoben; aber manche hatten Anbauten, verschiebbare, in den begrenzten Raum des schmalen Grundstücks zwischen den Mauern irgendwie eingefügte Glasfronten oder schlingpflanzenüberwucherte Zäune, die das Territorium absteckten. Steve, der offensichtlich Jakes Anweisungen folgte, bremste vor einem Gebäude ab, das eine die Nachbarhäuser überragende kleine Backsteinkirche zu sein schien, aber als er links abbog und daran vorbeifuhr, zeigte sich, dass dort, wo einst der Vorplatz der Kirche gewesen sein musste, jetzt ein Swimmingpool war und drei, vier junge, vielleicht auch ältere, aber beherzt um Jugendlichkeit bemühte Männer in Stringtangas zu lautem Reggae tanzten und im Wasser miteinander rangelten. Die umliegenden Gärten enthielten die erwartbaren Fahrräder, Gartenstühle, Grillsachen. Jakes Garten war einer davon. Hier war die übliche *stoep* um eine weinrankenüberdachte Pergola erweitert. Auf der Straße vor dem Tor standen ein Wagen und ein Motorrad; anscheinend eine Party. Nein, doch nicht, nur ein paar Genossen, denen eingefallen war, einander aus den unterschiedlichen Verläufen ihres Leben heraus wieder einmal zu treffen.

Sie sind alle jung, und doch ist es, als wären sie alte Männer, die in der Vergangenheit leben; dort ist alles passiert. Ihre Lebenserfahrung klar umrissen: *Jetzt* ist alles danach. Gefängniszellen, die Anekdoten aus dem Straflager in Angola, die schwierige Verständigung mit den Kubanern, die – so entschlossen, so idealistisch tapfer – kamen, um unter Einsatz ihres Lebens diesen Kampf mitzukämpfen, unvereinbare

Persönlichkeiten, Marotten in der Isolation der Kader, alles getragen von der geteilten Gefahr, der Anwesenheit des Todes, der immer in der Nähe saß, in der Wüste, im Busch, und mithörte. Peter Mkize ist auch auf dieser sonntäglichen Zusammenkunft und wendet mit fachmännischer Hand Koteletts und Würste auf dem Holzkohlegrill unter den Weinreben; in der anderen Hand ein Bier. Sein Bruder war einer von denen, die gefangen und getötet worden waren; die zerstückelten Leichen wurden auf einem *braai*, einem Grillfest, von betrunkenen weißen südafrikanischen Soldaten verbrannt und in den Komati geworfen, eine der Grenzen zu Mosambik. Hoffentlich kommt ihm nicht diese Geschichte in den Sinn, während er die brutzelnden Würste für seine Genossen wendet.

Jetzt ist alles danach.

Steve fühlt seine Lunge von einem Atmen der Ablehnung emporgehoben. Was sie damals getan haben, manche der Anwesenden viel tapferer und unter Höllenqualen, weit jenseits von allem, was er riskiert hat, auch allem, was Jabu, selbst schwarz und zwangsläufig Opfer, auf sich genommen hat – es kann doch nicht die Summe der Lebenserfahrung sein? Um davon wegzukommen, wirft er eine private Ablenkung ein. – Jake, wo ist denn das Haus, von dem du erzählt hast? Wär doch nett, es mal anzuschauen. –

– Klar, Zeit ist genug. Trink noch ein Glas von diesem köstlichen Wein, den ihr mitgebracht habt, während die Sonne untergeht. –

Jabulile lächelt, die Gönnerhaftigkeit der Intimität. – Er hat einen plötzlichen Bewegungsdrang. –

Bewegung, ja. Bewegen wir uns weiter. – Ist es hier in dieser Straße? –

– Nein, aber Nachbarn wären wir trotzdem. Es ist ein paar Häuser hinter der Ecke, an der ihr abgebogen seid. –

– Vor diesem komischen Haus, das aussieht wie eine Kirche? Dort tanzen ein paar Typen um einen Minipool herum. –

– Es *war* eine Kirche; wir sind hier in einem alten *ware* Burenvorort, kein Zutritt für Kaffer zum Altar der Apartheid, *blankes alleen*. –

Alles lacht befreit von der Vergangenheit. Die Handflächen gehoben und den Kopf gesenkt in gespielter Verantwortung für die Schuld der Generation seiner Eltern: Pierre du Preez ist der Besitzer des draußen geparkten Motorrads; es ist so herausgeputzt, so kunstvoll ausgestattet wie eine Königs-kutsche – glänzende Flanken, gemeißelter Sattel, blitzende Kolben und Speichen. Er ist ein Afrikaner, der Sticheleien so wenig übel nimmt wie Mkize das verpönte Wort Kaffer.

– Wer sind die ausgelassenen neuen Besitzer? –

Pierre beantwortet jedermanns Fragen. – Das ist eine unserer Schwulenfamilien. –

Weiteres Gelächter – nun ist auch die letzte Blasphemie unter Dach und Fach.

Jake gibt Steve ein Zeichen und überlässt es Isa, sich der Genossen anzunehmen. Jabu wiederum signalisiert, dass sie sich blendend unterhält und nicht gestört werden will, doch Steves Arm umschlingt sie sanft entschlossen, und die drei verlassen unbeachtet das Fest und gehen am kirchlichen Swimmingpool vorbei zur nächsten Straße, um sich das Haus anzusehen, an dem das Schild ZU VERKAUFEN ZU VERMIETEN hängt.

– Mist, anscheinend ist keine Besichtigung, normalerweise ist doch am Wochenende ... Wo ist der Makler hin? Hoffentlich hat es noch niemand weggeschnappt. –

– Hinter einer Mauer mit Stacheln leben. – Damit hat Steve nicht gerechnet.

Durch das Geschnörkel des schmiedeeisernen Tors ahnten sie immerhin, was dahinterlag. Es ist eine bescheidene Wiedergabe der Umgebung, in der er aufgewachsen ist: ein Steingarten mit blühender Aloe, ein Jacarandabaum, ein gepflegter Rasen zu beiden Seiten eines

Fußwegs, der zu ein paar Stufen und der Eingangstür führt. Kein Hinweis auf die früheren Bewohner – bis auf einen rostigen *braai*-Grill und eine Hundehütte, der das halbe Dach fehlt.

– Hinter dem Haus sind eine Garage, ein zweites Tor und, ob ihr's glaubt oder nicht, ein altes Hühnergehege. – In seiner Entschlossenheit, in alle vier Winde versprengte Genossen in dieser der Vergangenheit abgetrotzten Vorstadt zu einer Art Gemeinschaft zusammenzuführen, wird Jake direkt zum forschen Makler.

Wieder in Glengrove Place, hält Steve ein Handtuch bereit, während Jabu das kleine Mädchen aus der Badewanne lockt. In den Wasserdampfschwaden ist sein Tonfall zur Überlegung abgemildert und weniger Frage; er will sie nicht bedrängen.

– Was hältst du denn davon? –

Von der Zusammenkunft, dem Haus, der Kirche als Schwulen-WG: etwas, worüber man gemeinsam lacht; und von etwas Unausweichlichem, der praktischen Zukunft, über die vom Glengrove-Asyl aus nachzudenken keine Zeit war, früher.

Sie ist eine klar denkende Person und bringt es stets fertig, die Hände zu beschäftigen, während ihre Gedanken anderswo sind. – Es ist ein hübsches Haus, soweit sich das von außen beurteilen lässt. –

– Natürlich muss uns der Makler hineinlassen, oder er soll uns die Schlüssel geben, das wäre noch besser, nächste Woche. Aber das Ganze, die Gegend.

– Keine Ahnung. Ich habe keinen Vergleich. Ich meine, ich habe schließlich nie in solchen Gegenden gelebt, solchen Vorstädten, oder wie man das nennen soll. – Lächelnd, ob über das sich windende Kind, das sie abtrocknet, oder an ihn gewandt.

– Mir gefällt die Idee. – Er muss nichts erklären – ein Haus von Buren übernehmen, wenn sogar Pierre die Hinausdrängung des eigenen Clans begrüßt, obwohl doch jetzt angeblich alle zusammenleben sollen, keine

Ghettos mehr, ob luxuriöse Oberschicht oder neuer schwarz-weißer Mittelstand.

Allein, falls von Alleinsein die Rede sein kann, solange jene, deren Dasein man teilt, irgendwo in der Nähe sind, in der Küche oder im Schlafzimmer, aber nicht einsam, fragt er sich, ob er die Intimität mit Genossen, die in Haft oder im Busch das Überleben bedeutet hat, tatsächlich verlängern will; da ist ein Widerstand gegen jede Anwandlung von Nostalgie. Und gleichzeitig macht er sich Vorwürfe; was wird je so sein wie die Verbundenheit von Kadern – die anderen bleiben doch immer Fremde.

Jake hat ihm den Namen des Maklers genannt und angeboten, sie bei der Besichtigung zu begleiten, aber sie wollten es ohne fremde Kommentare sehen und fuhren nach der Arbeit hin; mit Sindiswa, für die schließlich, ohne dass sie sich dazu hätte äußern können, jede getroffene Entscheidung mitgalt. Die Schlafzimmer fand er winzig, beengt, aber man könnte die Fenster herausbrechen und etwas Großzügigeres einbauen, viel Licht. Das Wohnzimmer hatte einen aus Ziegeln gemauerten offenen Kamin im Stil der Dreißiger und Platz genug für einen halbwegs großen Tisch mit Stühlen, ein Sofa, einen Fernseher und so weiter. Eine recht windige Schiebetür, offensichtlich eine nachträgliche Verbesserung der Schachtel, die der Raum ursprünglich gewesen war, öffnete sich auf eine weitere Verbesserung, eine kleine Terrasse. Im Hinaustreten stellten sie erfreut fest, dass die Sträucher und Stauden die von den überhängenden Zweigen eines Nachbarbaums verschattete Mauer weitgehend verbargen. – Eine Akazie. – Aber sie war nicht interessiert an exakter Bestimmung. Als ein mit allen Vorteilen gesegnetes Kind hatte er mit seinem Vater Bäume in Baumschulen gepflanzt und gelernt, botanische Namen mit bestimmten Stämmen, Blättern, Rinden zu verknüpfen. Sie hingegen

hatte auf den Spaziergängen mit ihrer Großmutter in den Wäldern von Zululand gelernt, welche wilden Früchte essbar sind und schmecken.

Die Küche war eine Überraschung. Sie probierte die vier Kochplatten des großen Elektroherds aus – ohne Ergebnis. – Der Strom ist natürlich abgeschaltet. – Beschwichtigend öffnete er Küchenschränke. Sie bewegten anerkennend die Füße über den gefliesten Boden; Jabu spähte in die Regale, um das Fassungsvermögen einzuschätzen. Im Bad gab es zusätzlich zu einer großen Badewanne eine Dusche, nicht schlecht, oder? Die Wandfarbe war überall in gutem Zustand, allerdings stieß er beim Anblick des Bonbonrosa im größten Schlafzimmer ein Stöhnen aus. – Wir könnten es vielleicht weiß überstreichen – ich weiß nicht, ob man in einem gemieteten Haus was verändern darf? – Sie drehten noch eine Runde durch die Räume, Hand in Hand mit Sindiswa. – Sie kriegt ein eigenes Zimmer, mit Spielzeug und allen ihren Sachen – Jabu legte einen Moment lang den Kopf an seine Schulter; in Glengrove Place teilten sie sich das einzige Schlafzimmer mit dem Kind, seltsam, miteinander zu schlafen, wenn ein Mitwisser im Raum ist; wer weiß, wie viel ein kleines Kind mitbekommt, vielleicht klingen die Laute der Lust beängstigend für einen sich bildenden Verstand. Sie kontrollierten die Schiebetür zur Terrasse und schlossen in unausgesprochenem Einverständnis die Eingangstür hinter sich.

Am nächsten Morgen, in der Realität des Montags, auf dem Weg zur Krippe – Jabu nahm von dort den Bus zu ihrer Schule, während er in die Stadt weiterfuhr –, sagte er, mit der Hand nach den Schlüsseln in seiner Tasche tastend: – Ich fahre zum Makler und unterschreibe für uns. –

Sie zog die Lippen zwischen die Zähne, ihre vertraute Geste der Zustimmung. Als sie aus dem Wagen stieg, um Sindi abzugeben, küsste sie ihn plötzlich. Mit schmalen Augen kam sie zum Auto zurück, als sähe sie ein inneres Bild. Er las es als: Wir werden dort glücklich sein.

Entscheidungen spalten sich immer in praktisches Handeln auf. Sie mussten Glengrove kündigen, und wie sich zeigte, hätten sie mehrere Monate im Voraus Bescheid sagen müssen. Er verhandelte, erfolgreich, die Frist wurde auf einen Monat verkürzt. Was das Haus betraf, so kannte Jake den Makler ganz gut, und für die gegenüber dem Eigentümer eingegangene Garantie, dass die Frau zwar schwarz, sie beide aber verlässliche Mieter seien, die nicht das Haus mit Einwanderern oder Flüchtlingen aus Kongo und Simbabwe oder woher auch immer füllen würden, schließlich dürfe der Immobilienwert nicht durch eine lärmende Nachbarschaft geschmälert werden, war die Miete nicht unbezahlbar höher, als die Wohnung gewesen war. Nun, die Bedingung war immerhin keine Geschlechterdiskriminierung, und sie mussten nicht fürchten, in eine Minigemeinschaft zu ziehen, in der diese Einstellung vorherrschte. Die Schwulen konnten sich an ihrem klerikalen Pool erfreuen. Manches, womit man sich in Glengrove hatte abfinden müssen, Dinge des täglichen Bedarfs aus zweiter und dritter Hand, die ihnen Genossen zu ihrem klandestinen Einzug gespendet hatten, war die Mitnahme nicht wert; Neuanschaffungen, einem Haus angemessen, mussten getätigt werden. Ein Tisch und Stühle fürs Wohnzimmer – in Glengrove aßen sie in der Küche oder vom Couchtisch im Allzweckraum. Jabulile wollte einen großen Kühlschrank mit Gefrierfächern, der zusammen mit den Möbeln nach einem unmöglichen Ratenzahlungsplan abgestottert werden sollte, in den Gemeinden, die sie kannte, war es das übliche Vorgehen, doch Steve wusste sehr genau, dass Wirtschaft und Handel immer zum eigenen Vorteil arbeiten und auf die von den Armen jeden Monat gezahlten Beträge verborgene Zinsen aufschlagen. Er kaufte nur das, was er bar bezahlen konnte – es sind triviale Unterschiede, herkunftsbedingt, und sie machen sich nicht nur bei einem Paar wie ihnen bemerkbar. Die Vorhänge: Andererseits kannte sie eine Frau in

Kliptown (einer ehemaligen »Location«), Mutter einer Kollegin von der Schule, die bereit war, sie zu Hause zu nähen, zu einem Preis weit unterhalb dessen, was jeder Innenausstatter berechnete. Sie waren fertig und konnten aufgehängt werden – Jake und Isa halfen, das war ein Spaß –, bevor der eigentliche Umzug stattfand.

Am Umzugsmorgen übernahm Jabulile das Kommando. Sie eilte resolut zwischen den Männern mit den in der Nacht zuvor gepackten Kisten hin und her und korrigierte persönlich die Nachlässigkeit, mit der die Träger die ebenso sorgfältig wie auffällig angebrachte Warnung ZERBRECHLICH auf manchen Kisten ignorierten. Ihre Vorwürfe waren scherzhaft, sie lachte aufmunternd mit ihnen. Ihrem Mann hingegen ließ ein Umzug alles fremd werden, in Vergessenheit geraten, als hätten sie nie dort gelebt – im Geist war er schon im neuen Haus, als kehrte er heim. Er hielt es für überflüssig, dass Jabu den Möbelpackern Tee kochte, eine Zeitverschwendung. Aber sie kramte Becher aus einer Kiste hervor und unterhielt sich mit ihnen in der gemeinsamen Sprache, der er nicht folgen konnte. Um den Männern Beine zu machen, drängte er sich in die Bewirtung hinein und nahm die geleerten Becher rasch und mit einer Geste an sich, die besagte, man könne sie zurücklassen, ungespült und nicht wieder eingepackt. Nun wurde er resolut, stemmte mit, um die Kisten in den Aufzug zu bugsieren, und stand schon bereit, ihn neu zu beladen, wenn er wieder heraufkam. Sie setzte unterdessen den lachenden Wortwechsel in der gemeinsamen Sprache mit den Möbelpackern fort, flitzte zurück in die Küche und ins Schlafzimmer, um zu kontrollieren, was sie doch schon wissen musste, nämlich dass nichts vergessen, nichts zurückgelassen wurde. Bei der letzten Fuhre quetschte er sich mit in den Aufzug, um unten zu helfen, die Beladung des Lastwagens zu beschleunigen. Die Möbelpacker, jetzt in gemüthlicher Stimmung, ließen sich Zeit, diskutierten über die Unterbringung, wie das Bett, wohin diese Stühle, könnten hier hinein,

diese Kiste darüber. Endlich wurde die doppelte Ladetür verriegelt. Er und Jabu konnten hinterherfahren, mit den Schlüsseln zum neuen Reich. Er hatte bereits das Auto aus der Tiefgarage von Glengrove Place geholt; zum letzten Mal.

Der Aufzug war besetzt, er sprang die drei Stockwerke hinauf, immer drei Stufen auf einmal, als wäre er wieder ein Schuljunge, und oben rief er laut: Wir fahren!

Sein Schwung geriet fast ins Straucheln: Sie stand reglos an den Türrahmen gedrückt.

– Was haben wir vergessen? –

Sie schüttelte nur leicht den Kopf, und er musste innehalten.

Es war nichts, das er hätte benennen, mit einer Ursache verbinden können, und zu fragen, was ist los, wäre eine Form von Einmischung gewesen. Auch wenn man unmöglich akzeptieren kann, dass es Zeiten gibt, in denen man sich auf die Vertrautheit nicht mehr verlassen kann. Sie sagte sehr vernehmlich, Ich will nicht dorthin. Es drang in sein Schweigen ein, als hätte sie geschrien. Sie war ihm so bekannt, die Säulen ihrer Beine dicht nebeneinander, die Linie des Halses, der er so oft mit dem Gesicht zu ihren Brüsten hinab folgte, und doch konnte er sie nicht ansprechen, kam ihr nicht nahe, was immer hier geschah. Wie kann man da töricht fragen: Was ist denn los.

Natürlich ist sie begeistert, entzückt von dem neuen Haus, der Terrasse, auf der sie, darauf freut sie sich schon, ihr Kind in der Sonne spielen lassen kann ... Voller Eifer hat sie geplant, wie sie die Räume nutzen werden, sie war einverstanden, dass er den Vertrag unterschrieb. Ich will nicht dorthin. Sie weiß, dass es keine Bedeutung hat; sie sind ja schon weg, es bleibt nur noch, die Tür abzusperrern und die Schlüssel beim Hausmeister abzugeben.

Nichts konnte diesen Moment aufbrechen. Aus seiner Umarmung wurde das Tragen der Braut über die Schwelle. Sie weinte nicht, atmete

aber mehrfach scharf, zerstoßen. Ihre Brüste drückten sich vertraut an ihn. Er fragte nichts, sie sagte nichts.

Zurücklassen, ein Tropfen im Raum. Von dem Ort, der sie aufgenommen hat, als sie nirgendwo unterkamen, als niemand ihnen erlaubte, als Mann und Frau zusammen zu sein. Das klandestine Leben ist das kostbare Geheimnis, das Gesetz hat es nicht erlaubt, die Kirche wollte euch nicht trauen, weder seine weiße noch ihre schwarze. Glengrove Place. Dieser Ort. Unser Ort.

Isa, Jake und Peter Mkize überraschten sie an diesem ersten Abend, sie brachten Isas Huhn mit Pilzen zum Aufwärmen auf dem hiermit eingeweihten Herd und Wein, für den die Gläser aus den Umzugskisten ausgegraben wurden. Jabu brachte Sindiswa ins Bett, allein im eigenen Zimmer. – *Khale, Khale*, lasst ihr Zeit mit der Eingewöhnung. An eurer Stelle würde ich sie noch eine Weile in der alten Krippe lassen, bevor sie in eine näher gelegene wechselt. – Isa, am längsten hier ansässig, möchte hilfreich sein. *Langsam, vorsichtig*. Genossen, auch wenn sie weiß sind, finden die paar Wörter, die sie von den Sprachen schwarzer Genossen aufgeschnappt haben, ausdrucksvoll und vielsagend. Die Anwesenheit der drei Nachbarn im unpersönlichen Chaos übersiedelter Gegenstände ist eine Art Ordnung. Sie schliefen gut, die neuen Mieter.

Am Sonntag rüttelte jemand am schmiedeeisernen Gitter, um auf sich aufmerksam zu machen, und es war einer der Delphinmänner vom kirchlichen Swimmingpool mit einem Blumentopf im Arm, einem Hibiskus. – Hallo, willkommen im Nachbarverein, den's hier gar nicht gibt, aber fühlt euch trotzdem zu Hause. – Im einvernehmlichen Überraschungsgelächter baten sie ihn zum Kaffee herein, aber er konnte nicht bleiben, er wurde zu einem Jambalaya-Lunch erwartet und war mit dem Kochen an der Reihe. – Kommt jederzeit zum

Schwimmen, wenn euch danach ist, der Pool ist eine Teetasse, erfrischt aber ... Nachmittags, als sie das Auspacken leid waren, hatte Jabu die Idee, mit Sindiswa spazieren zu gehen, und sie kamen an dem Teetassen-Pool vorbei, dem Schauplatz von Schaukämpfen, wie sie am Tag ihres Besuchs bei Jake stattgefunden hatten. Jabu hob Sindiswas kleinen Arm, um den Feiernden zuzuwinken.

Man rückt Möbel: hierher, dorthin, nicht im Verhältnis Bett zur Tür, Sofa zum Fenster, wie es früher war, vorher. Und die Neuerwerbungen müssen ihre richtigen Verhältnisse überhaupt erst finden.

Alltägliche physische Handlungen stellen bisweilen mit einem Ruck andere, anerkannt bewährte Arrangements in Frage. Er war, nachdem er an die Umstände angepasste Molotowcocktails fabriziert hatte, zur Chemie der Farbe als Dekoration und Verwitterungsschutz zurückgekehrt. Nach der Notwendigkeit, sie illegal einzusetzen, für die Sache der Revolution, die seine eher zufällige Berufswahl irgendwie gerechtfertigt hatte, war es ihm jetzt anscheinend bestimmt, als Zweck seines Berufslebens in der Farbenindustrie auszuharren. Es kam ihm – wieder einmal – in den Sinn. Eine Veränderung vorausgesetzt. Gab es nicht eine andere, eine heutige Notwendigkeit, die ein Arbeitsleben auf die eine oder andere Weise rechtfertigt, wie die Herstellung eines Gebräus Macbeth'scher Hexen in einer anderen Zeit zwingend gewesen war. *A luta continua*, lautet das Bekenntnis. Die Schlacht ist gewonnen; aber sie geht weiter in der praktischen Umsetzung des Abstrakten, des großen Wortes, Gerechtigkeit für alle. Wo passt da ein Industriechemiker hinein.

Spontan reagierte er auf das Inserat, mit dem im Fachbereich Chemie der naturwissenschaftlichen Fakultät einer Universität ein Dozent gesucht wurde. Wieder war er es, der etwas in Bewegung setzte, diesmal aber nicht mit einem Motorrad, das die Straße aufriss, wie ein Blatt Papier zerfetzte. Bevor er sich bewarb, brachte er das Thema zur Sprache, die Veränderung. Das beleuchtete auch den Unterschied zwischen ihrem Berufsleben und seinem, seine Bedeutung. Bildung war ein Hauptrecht, eine unteilbare Forderung an die Gerechtigkeit, die den

Schwarzen früher hingeworfen worden war wie Tischabfälle. Sie unterrichtet die befreite Generation, es gibt eine Kontinuität zwischen ihrer Beteiligung am Freiheitskampf, ihrer Haft und ihrer Beschäftigung als Lehrerin an der Klosterschule noch während ihres klandestinen Lebens in Glengrove Place. Vielleicht hat sie darauf gewartet: auf seine Erkenntnis, dass Teilzeit-Wohltätigkeitsvereine einem wie ihm, einer wie ihr als Rechtfertigung eines Lebens nicht reichen. Als er zum Vorstellungsgespräch eingeladen wurde, schlang sie die Arme um sich und umarmte sich selbst vor lauter Freude.

– Ich werde aber viel weniger verdienen, kein Vergleich mit meinem jetzigen Gehalt, Jabu. –

– Na und? Wahrscheinlich bin ich nächstes Jahr stellvertretende Grundschulleiterin, ganz bestimmt, die erste Frau bei den Mönchen, und du mit deinem Abschluss und deiner Vorgeschichte im Kampf – also das muss doch zählen –, am Ende wirst du Professor! –

Die Universität war im Wandel.

Nicht nur hatte der Anteil schwarzer Studenten dank verschiedener Stipendien zugenommen; auch die Einstellung mancher weißen Dozenten gegenüber Schwarzen wurde unter die Lupe genommen.

Er ist ein Akademiker der neuen Art, in besonderer Weise den Bedürfnissen des Landes und der Black-Empowerment-Politik angemessen – Schwarze müssen ermutigt werden, Naturwissenschaften zu studieren, statt, wie es der Fall ist, Betriebswirtschaft über Technik zu stellen, weil in der Mischwirtschaft des Landes die Ambitionen offensichtlich der kapitalistischen Seite zuneigen. Emporkommen im Leben? Wie das Glück es will, erweist er sich als begabter Pädagoge, auf den die Studenten mit wacher Intelligenz reagieren; ein Genosse anderer Art: im Prozess des Lernens. Die Mühelosigkeit, mit der er Reaktionen herbeiführt, wenn er auf politischen Versammlungen

spricht, leicht gedämpft jetzt und auf eine andere Situation abgestimmt, unerwartet verantwortungsbewusst.

Ein persönlicher Wandel.

Ein Haus in der Vorstadt zu bewohnen ist Ausdruck davon, dass jeglicher Rest der früheren Klandestinität, des Untergrundkampfes und Widerstands gegen Rassentabus abgeschüttelt wird.

Sofern ihrer beider Eltern – die in jeder südafrikanischen Hinsicht unendlich weit voneinander entfernt waren – jemals von dem klandestinen Paar erfahren hatten, dann jedenfalls nicht durch den Sohn oder die Tochter. Als mit der Apartheid auch die gesetzlich verordnete Geschlechtertrennung abgeschafft war, kam Jabulile eines Tages in KwaZulu an, um ihn ihrem Vater und ihrer Mutter – für sie war es im Wesentlichen diese Reihenfolge, in der sie mitteilen musste, wie sie ihr Leben führte – zu zeigen; es war eher ein Präsentieren denn ein Vorstellen. Für ihn war es nicht schwierig; er war, von Geburt an, könnte man sagen, daran gewöhnt, sich selbstverständlich an die unterschiedlichen Stammesbräuche der christlichen Familie seines Vaters und der jüdischen Familie seiner Mutter anzupassen, so wie er später mit Genossen an den Sitten und Gebräuchen von Schwarzen, Indern und jeder genetischen Mischung daraus teilhatte. Es war die Voraussetzung für das, worauf es ankam, das Ethos der Befreiung. Jabu konnte sich weniger leicht mit der Idee anfreunden, seiner Mutter und seinem Vater – für ihn war es weitgehend diese Reihenfolge (jüdische Frauen und ihre Söhne!) – als seine Wahl vorgeführt zu werden. Aber das Selbstbewusstsein, mit dem sie sich aller Einschränkungen ihrer Freiheit durch die Tradition in den sexuellen Beziehungen des eigenen Stammes entledigt hatte, brachte es mit sich, dass sie sein Elternhaus betrat, als wäre sie dort ein häufig gesehener Gast.

Die Präsentation auf beiden Seiten ging dann ohne tiefer gehenden familiären Austausch vonstatten, man beschränkte sich auf allgemeine oberflächliche Konversation unter Umgehung der Politik, als lenkten politische Diskussionen die Aufmerksamkeit zwangsläufig auch auf die Folgen der Politik: die Entscheidung der Tochter für einen bestimmten Mann, die Entscheidung des Sohnes für eine bestimmte Frau; immerhin gab jetzt das Gesetz seinen Segen dazu.

Als das Baby zur Welt kam, trat ein anderes Resultat der politischen Wende ein. Natürlich hatten alle vier Eltern Enkel von ihren sonstigen Nachkommen, aber für sie war diese Enkelin Sindiswa der erste Abkömmling eines neuen Zeitalters. Eine ganze Population teilt sich die subtile Hautfarbe ihrer gemischten Herkunft und die willkürlichen, faszinierenden Entscheidungen der Natur für diesen oder jenen Knochenbau, diese Nase, diese Lippenform, um diesen oder jenen Vorfahren zu verewigen. Als sie dann da war, die Enkelin, und mit Jabu und Steve lebte, nicht mehr im klandestinen Glengrove Place, das dennoch ihr Ursprung war, der Ort, an dem sie gezeugt worden war, da hatte sie schon eine andere Beziehung zwischen ihren Eltern und Großeltern zustande gebracht. Sonntags besuchten Steve und Jabu manchmal mit ihr die Eltern Reed – dass dies nötig war, daran musste ihn Jabu erst erinnern. Ob das bedeutete, dass Jabu ihrer Familie näherstand – klischeehaftes, sentimentales Zugeständnis der Weißen als Ausgleich für die Negierung sonstiger Charakteristika der Schwarzen –, wurde von ihm nicht bemerkt und von ihr nicht als Vorwurf an ihn behauptet; die Erinnerung an Sohnespflichten reichte. Als Sindiswa ein paar Monate alt war, fand der Besuch in KwaZulu statt, wo sie die Frauen, kaum war das Baby dem Großvater vorgestellt, gleich wegtrugen, Tochter Jabuliles Erstgeborene. Niemand, vor allem nicht Jabuliles Baba, reagierte auf das hellhäutige Gesicht und den Klammergriff der Miniaturhände, wie man es hätte erwarten können.

Ein Baby, das eine von ihnen, eine aus der ausgedehnten Familie, zur Welt gebracht hat, ist als solches eine Freude für alle, ihr Wesen.

In ein Haus einziehen ist mehr als Möbel hinstellen. Da ist das Kind, so klein und jung es sein mag, jetzt im Besitz eines eigenen Zimmers. Da ist der geschenkte Hibiskus, der eingepflanzt werden will, in einem eigenen Garten; die Anerkennung, dass es einen Nachbarn gibt, mehrere Nachbarn, nicht nur Genossen wie Isa und Jake, die Mkizes. Die Schwulen-WG, alles läuft auf eine Art bürgerlichen Mittelstand hinaus. Dazu zählt auch etwas, an dem Steve erhebliche Zweifel hat – der Beitritt zu einer gemeinsamen Schutzstreife. – Das sind mit Sicherheit ehemalige *impimpis*, Verräterschweine und Genossenmörder. Wer hat es nötig, sich von Polizeispitzeln beschützen zu lassen? –

– Ich zahle den Beitrag –, zieht Jabu ihn auf.

Ein Haus. Es unterstellt ein Zuhause, nicht Obdach, wo immer man eines findet. Ein Zuhause ist eine Familieninstitution, die seine kommt jetzt zu Besuch – man hatte keinen Kontakt miteinander, als es besser für sie war, nicht als Angehörige eines politischen Aktivisten bekannt zu sein, von der Polizei verhört zu werden. Aber ihre Reed-Kinder sind Sindiswas Vettern und Cousinsen. Sie quiekt vor Begeisterung, wenn sie mit ihr spielen. Sohn Steve, Bruder Steve, seine Frau und sein Kind werden öfter, als ihnen lieb wäre, zum obligatorischen Sonntagsessen im Haus des einen oder anderen Familienmitglieds erwartet. Netter wäre es gewesen, hinauszufahren, irgendwohin ins Veld, und dort allein zu picknicken, die Sonntagszeitungen miteinander zu teilen, Sindi mit ihren Spielsachen auf einer Decke. Jabu schienen diese Verpflichtungen weniger auszumachen als ihm. Er weiß nicht, oder will nicht wissen, welche Absicht die Familie, seine Familie, damit verfolgt: Sie will bekunden, dass sie Steves schwarze Frau akzeptiert (denn manche haben an der verordneten nichtrassischen Demokratie schwer zu

schlucken). Eine Schwägerin, die Frau von Steves Bruder Jonathan, übertreibt es ziemlich; Brenda fällt Jabu um den Hals, küsst sie, wiegt ihrer beider Körper hin und her, rückt dann ein Stück von ihr ab und betrachtet Jabu mit einem Entzücken wie über ein unverhofftes Wunder. Dies am Anfang und am Ende jeder Familienzusammenkunft.

Aus Rücksicht auf die Gefühle der Angehörigen beider Seiten werden politische Diskussionen weiterhin streng vermieden. Für den Genossen-Ehemann, die Genossin-Ehefrau ist es heilsam zu sehen, dass soziale Beziehungen auch so funktionieren können; trotz allem, was jeder erlebt hat, wenngleich in unterschiedlicher Weise. Gelegentlich gilt die Einladung für einen Abend mit dem einen oder anderen aus einem seiner Geschwister gebildeten Paar. Alan, der schwul ist, führt sie mit seinem derzeitigen Geliebten in ein afrikanisches Restaurant aus, eine neue Unternehmung in der Innenstadt, in dem es Mopani-Raupen, Kutteln und *usu* mit Bohnen gibt. – Ist das etwa meinetwegen? –, eröffnet Jabu die ungezwungene Stimmung des Abends. – Nein, wir mögen den Laden, exotisch für uns Weiße, *ne*. – Alan flirtet mit ihr, aber Steve muss sich keine Sorgen machen, denn dieser Bruder ist (soweit er weiß?) nicht bisexuell in seinem Verlangen, das offensichtlich nur um den Geliebten kreist. Bruder Alan sieht, in angeborener familiärer Variation des Körpers und des Gesichts, männlicher aus als Steve, was amüsanterweise Alan selbst ohne Eitelkeit einräumt. – Wie hat es ein Typ wie du fertiggebracht, so ein Mädchen abzuschleppen, was hast du in deinem Farbenlabor zusammengemischt, um es ihr ins Glas zu tun? –

– Sprengstoff hat er zusammengemischt, Feuerwerkskörper, um Strommasten in die Luft zu jagen. – In bestimmter Gesellschaft kann sie es jetzt laut aussprechen, es ist eine ehrenvolle Auszeichnung.

– Sie liebt mich um meinetwillen. – Steve genießt das Geplänkel.

Aber mit Alan wird jetzt kein bewusster Bogen um die Politik mehr gemacht. Der Geliebte, Tertius (was für ein Name – nur Afrikaner bringen es fertig, einem Kind so etwas an den Hals zu hängen), ist ein Journalist, der in weiten Teilen seiner Familie als Verräter am *volk* gilt. Was immer seine Zeitung von seinen schadenfrohen Autopsien der Vergangenheit seines Volks als Katerstimmung in der Gegenwart veröffentlicht – im Versöhnungsfall muss die Presse mit der Wahrheit vorsichtig sein –, trägt ihm vehementes Leugnen von Lesern ein.

Alan selbst hat sich nicht beteiligt, weder am Kampf noch am ungefährlichen, liberalen Protest, damals. Wie er einmal in der beiläufigen, wegwerfenden Art, mit der er Geheimnisse der gemeinsamen Kindheit heraufzubeschwören pflegt, zu seinem Bruder sagte: – Mit der Schwulenfeindlichkeit fertig zu werden ist schon ein Kampf für sich. Das war schon genug, genug der Scheiße. – Aber Steve weiß vom gemeinsamen Abscheu gegen das Regime, das in der Zeit und in dem Land, denen sie beide von Geburts wegen angehören, menschliche Realität geleugnet hat. Als Steve einmal schnell verschwinden musste, konnte er zu Alan gehen und sicher sein, dass er dort für ein paar Tage eine Zuflucht hatte. Alan hatte keine Angst. Das kam jetzt nicht zur Sprache, um Steve und seine Frau als Genossen zu reklamieren.

– Was haltet ihr zwei Wissenden vom bisher wahrscheinlichen Erben?

–

Steve übernimmt. – Mbeki hält sich, bisher. Abgesehen von dieser einen Sache, die ganz und gar unglaublich ist – dass er allen Ernstes behauptet, AIDS sei kein Virus. Er ernennt eine Gesundheitsministerin, die als Medizin afrikanische Kartoffeln verschreibt und – was war das noch – Knoblauch und Olivenöl. Mandela musste mit dem Morgen danach klarkommen, als wir alle nach der FREI-HEIT-FREI-HEIT-FREI-HEIT-Party wieder aufwachten. Aber der Hype war da, die